

Erkenntnisweg ökologische Forschung

Autor(en): **Bechmann, Arnim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft**

Band (Jahr): **11 (1989)**

Heft 40

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erkenntnisweg ökologische Forschung

Mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft der ökologischen Forschungsinstitute 1980 wurde in vielen Bereichen der ökologischen Forschung eine umweltpolitische Lücke geschlossen, da es damals im Rahmen der etablierten Naturwissenschaft an den Hochschulen unmöglich war, ökologische Fragestellungen in die Forschung mit einzubeziehen. Der AGÖF kam damals Pionierfunktion zu, indem sie neue Ansätze bot und neue Wege aufzeigte. Arnim Bechmann, einer der Mitgründer der AGÖF und Geschäftsführer des Institutes für ökologische Zukunftsperspektiven in Barsinghausen bei Hannover, beschreibt im folgenden Ausgangspunkt, Ansprüche und Entwicklung der AGÖF und zeigt, worin auch heute noch, nachdem viele der früheren Forderungen Allgemeingut geworden sind, der Erkenntnisweg ökologischer Forschung besteht.

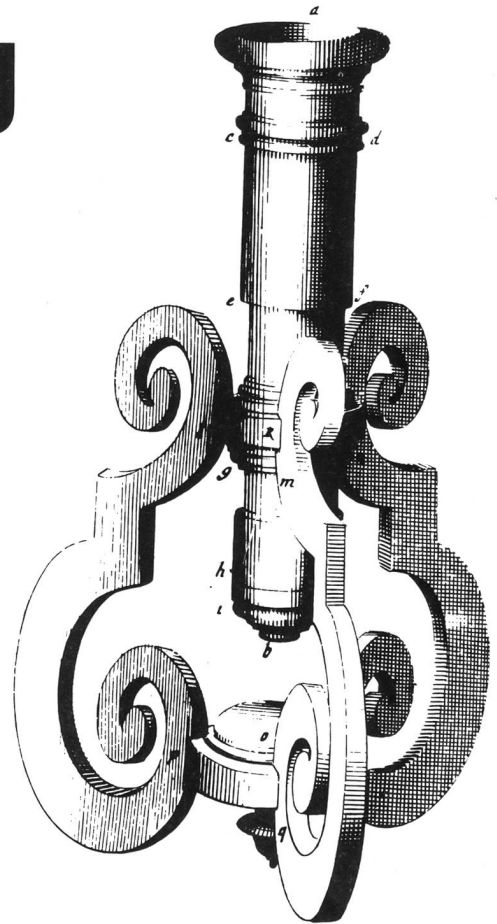
von Arnim Bechmann

Artikel wie der folgende können nur selten mehr sein als ein Diskussionsbeitrag, in dem der Autor seine Ansicht wenig differenziert und damit zur Halbwahrheit tendierend entfaltet.

Der vorliegende Text wurde zunächst 1987 als Positionsskizze im Rahmen einer Selbstverständnisdebatte für den AGÖF-Rundbrief verfaßt. (Der AGÖF-Rundbrief ist das Informationsblatt der Mitgliedsinstitute der Arbeitsgemeinschaft ökologischer Forschungsinstitute.) Die damals angestrebte Orientierung an der Frage »Wohin kann der Weg der AGÖF führen?« halte ich auch für die derzeitige Debatte um das Wohin »ökologischer Forschung« für angebracht.

Die AGÖF-Institute waren zumindest zu Beginn der 80er Jahre der gesellschaftliche Ort in der Bundesrepublik, an dem versucht wurde, eine tragfähige Gegenposition zur herrschenden Natur- und Technikforschung als Beitrag zu der sich neu herausbildenden Umweltbewegung zu entwickeln (Arbeitsinhalte, Arbeitsform, umweltpolitische Einbindung). Zugleich wurde versucht, diese Gegenposition unter dem Stichwort »Alternative Wissenschaft« auf ein theoriegestütztes Fundament zu stellen (Selbstverständnispapier der AGÖF). Die Entstehung und die Konsolidierung der AGÖF liegt inzwischen mehr als ein halbes Jahrzehnt zurück und ist selbst vielen AGÖF-Newcomern (zu denen ich auch Ludwig Trepl zähle) nicht mehr bewußt.

Mein eigenes Verhältnis zum »Projekt AGÖF« war gerade während der Startphase ein enges. Ich habe die AGÖF mitgegründet, war in den frühen 80er Jahren Vorstandssprecher des Freiburger ÖKO-



Instituts (als einem der damals dominanten AGÖF-Institute) und gehörte im Anschluß daran (1984) zu den drei AGÖF-Sprechern. Die Frage »Forschung wohin?« ist für mich deshalb – gerade auf die AGÖF bezogen – die Frage danach, was mit und durch die Arbeit im Umfeld der AGÖF gelernt werden konnte und welche Motivationsgradienten für ökologische Forschung in die Zukunft weisen.

Ökologische Forschung – ein mehrdeutiger Begriff

Der Begriff »Ökologische Forschung« ist nach wie vor mißverständlich. Er kann in verschiedenen Formen interpretiert werden

- ▷ als Forschung im Sinne der naturwissenschaftlichen Ökologie, insbesondere der Öko-System-Theorie,
- ▷ als Forschung mit dem Ziel, Leben und Lebenszusammenhänge zu verstehen und handelnd zu schützen (Lebens- und Umweltforschung),
- ▷ als Betonung von gesellschaftspolitischen Positionen von Forschung im Gegensatz zur herrschenden Wissenschaft und Technikentwicklung.

In der bisherigen Geschichte der AGÖF standen vor allem die zweite und dritte dieser Interpretationen im Vordergrund.

Das 1982 und 1983 erarbeitete Positionspapier »Das Selbstverständnis der AGÖF« drückt dies deutlich aus. Es dürfte auch heute noch als die geltende programmatische Plattform der AGÖF anzusehen sein.

Die AGÖF wurde 1980 spontan bei einem Treffen von Instituten und Institutionen, die in der herrschenden Forschungslandschaft nach umweltpolitischen Alternativen suchten, gegründet (Erstes Kaiserslauterner Gespräch, 1980). Bei diesem Treffen dominierten Institute wie das ÖKO-Institut Freiburg, das IFEU-Institut Heidelberg und das UWI-Institut des BBU. Die meisten der Gründungs-

stitute der AGÖF standen der Umweltbewegung und der Bürgerinitiativ-Bewegung nahe. Ein großer Teil von ihnen befaßte sich mit Fragen der Risikoforschung (insbesondere im Hinblick auf die Nutzung der Kernkraft) und der Nutzung alternativer Energien. Das Spektrum der in der AGÖF vertretenen Arbeitsthemen, welches nie auf die »Energieproblematik« allein beschränkt war, hat sich in den folgenden Jahren stetig erweitert.

Zu Beginn der 80er Jahre waren viele dieser Themen in Hochschulen und öffentlich finanzierten Forschungsinstitutionen nicht existent, d.h. Un-Themen, oder sie wurden unter hermetischer Abtrennung von den sich anbahnenden gesellschaftlichen Konflikten um Umweltschutz bearbeitet (so z.B. die Risiko- und Akzeptanzforschung in den Kernforschungsanstalten). Die AGÖF-Institute befanden sich somit zu Beginn dieses Jahrzehnts in einer Pioniersituation. Sie

- ▷ gingen Themen an, die in der bestehenden Forschungslandschaft wenig oder überhaupt nicht verankert waren,
- ▷ verstanden sich sehr bewußt als Teil der sich gerade konstituierenden Umweltbewegung (das Freiburger ÖKO-Institut wurde z.B. zunächst in erster Linie gegründet, um in Gerichtsprozessen um Kernkraftwerke kompetente Experten zur Seite zu haben, die nicht dem Umfeld der Kernkraftwerksentwickler oder -betreiber angehörten. Seine Gründer waren vorwiegend Personen, die zur Anti-AKW-Bewegung der 70er Jahre gehörten).

Die Gründung der AGÖF war als umwelt- und forschungspolitischer Schritt gemeint. Dies ist sogar am Namen dieser Organisation zu erkennen. Das Kürzel AGÖF wurde als bewußte Entgegensetzung zu AGF (Arbeitsgemeinschaft der Großforschungsinstitute) gewählt.

In der Bezeichnung AGÖF

- ▷ drückte sich ein Erkenntnisinteresse aus, das auf Ökologie im Sinne von Erhaltung der Lebenswelt gerichtet war;
- ▷ wurde die Abgrenzung gegenüber der herrschenden Wissenschaft auf der Basis von subjektiv erlebter Verantwortung gegenüber der Natur und das Ziel des Schutzes der Lebenswelt vor den Negativ-Folgen eines »blinden« technischen Fortschritts betont;
- ▷ sollte der gesellschaftliche Bezug (Ökologiebewegung) deutlich zum Ausdruck gebracht werden.

Das Selbstverständnis der AGÖF war jedoch nicht nur durch ihre Entstehungsgeschichte, sondern auch durch die gesellschaftliche Stellung der meisten ihr angehörenden Institute geprägt. Fast alle von ihnen finanzieren sich außerhalb der Hochschulen und der Routine-Beteiligung an Forschungsprogrammen. Dies gilt, soweit ich sehe, trotz leichter Veränderungen in den letzten Jahren auch heute noch.

In der AGÖF waren deshalb »klein«, »bürgernah«, »ökologisch im Sinne von Umweltschutz«, »alternativ« und »dezentral« Werte, die von allen Mitgliedern nahezu undiskutiert und unhinterfragt geteilt wurden.

Die Stärke jener AGÖF der frühen 80er Jahre lag darin, daß sie eine Pionierfunktion wahrnahm. Sie stellte sich der mächtigen institutionalisierten Natur- und Technikwissenschaft gegenüber, indem sie die Frage nach Alternativen der Technikbeurteilung und -entwicklung stellte und sich dabei auf akute gesellschaftliche Konfliktfelder bezog.

Zeit für Besinnung?

Insgesamt gesehen hat sich die AGÖF in den letzten Jahren auf dem bis Mitte der 80er Jahre erreichten Niveau stabilisiert und konsolidiert.

Ein Teil der von ihr vertretenen Themen wird heute gesellschaftlich allgemein akzeptiert. Die Finanzprobleme vieler Mitglieder sind allerdings im wesentlichen geblieben.

Die Themenbereiche der AGÖF-Institute liegen vor allem

- ▷ im Aufzeigen von Umweltgefahren (Müll, Chemie, Schadstoffe, Atomenergie usw.) und im Aufzeigen von Lösungsmöglichkeiten (Müllentsorgung),
- ▷ im Aufzeigen von energiepolitischen Alternativen und der technischen Nutzung von Alternativ-Energie,
- ▷ in der Unterstützung von Bürgerinitiativen, Umweltverbänden und Kommunen durch Fachgutachten und Beratung.

Erkenntnisanstöße im Sinne der traditionellen Grundlagenforschung sind von den AGÖF-Instituten bisher, wenn überhaupt, so nur in geringem Umfang ausgegangen. Die zu beobachtende Konsolidierung der AGÖF regt zugleich zu der Frage an, wie stabil die AGÖF im Hinblick auf die Zukunft sein wird.

Die AGÖF-Institute hatten zunächst im Rahmen ihrer Themenbereiche Pionierfunktionen übernommen. Sie haben damit eine »ökologische Nische« in der Forschungslandschaft der Bundesrepublik besetzt und zugleich eine »umweltpolitische Lücke« ausgefüllt.

Sie leben damit allerdings in der Gefahr, in dem Maße aus dieser Nische verdrängt zu werden, in dem ihre Themen Eingang in die Hochschulen und staatlichen Forschungsinstitutionen finden. Dieser Prozeß ist mit der Hinwendung vieler Studenten/innen, wissenschaftlicher Mitarbeiter/innen sowie einiger Hochschullehrer/innen zu der AGÖF-Thematik bereits im Gange.

Die AGÖF-Institute sind daher vor die Frage gestellt, wie lange es dauern wird, bis sie von den staatlich finanzierten Institutionen »eingeholt« oder gar überholt werden. Dies ist prinzipiell ein »normales« Geschehen, das durchaus seine »guten« Seiten hat. Solch ein »Einholen« ist in der Regel von gesellschaftlicher Anerkennung und von einem wachsenden gesellschaftlichen »Bedarf« an der »eingeholten« Pionierleistung begleitet. Dies bedeutet, daß die AGÖF-Institute ihre Pionierfunktion verlieren könnten, ohne dadurch unbedingt in existentielle (sprich vor allem: finanzielle) Bedrängnis zu geraten. Vieles spricht dafür, daß sich dieser Prozeß bereits umfassend vollzieht. Die Entwicklung, die das Freiburger ÖKO-Institut seit 1984 genommen hat, scheint mir diese Vermutung treffend zu stützen.

Hat ökologische Forschung Zukunft?

Ich habe den Eindruck, daß die Pionierfunktion, welche die AGÖF durch ihre Gründung bewußt und wirksam übernahm, inzwischen erfüllt ist.

Diese Pionierfunktion der AGÖF im Sinne von ökologischer Innovation im Rahmen herrschender Naturwissenschaft ist heute zumindest insoweit erfüllt, wie sie von einer umweltpolitischen Protestbewegung wahrgenommen werden kann. Gesamtgesellschaftlich geht es inzwischen darum, die innovativen Ideen, die von AGÖF-Instituten Anfang dieses Jahrzehnts formuliert oder aufgegriffen wurden, auf breiter Basis in wissenschaftliche Praxis, in Technikentwicklung bzw. -nutzung oder in Politikberatung umzusetzen. Der Verlauf der Energiediskussion ist ein Paradebeispiel für diesen Prozeß.

Bedeutet dieser Vorgang der Integration jedoch, daß ökologische Forschung keine Innovationskraft mehr hat?

Ich vermute vielmehr, daß der Erkenntnisweg ökologischer Forschung, zu dessen »Ausbau« die AGÖF-Institute in den vergangenen Jahren beigetragen haben, weiterführt.



Die Gründe für diese Auffassung sind schnell genannt:

- ▷ Die derzeit im Umfeld der Ökologiebewegung und der AGÖF-Institute formulierten und ausgestalteten Ideen oder Konzepte zur Ökologisierung von Technik reichen nicht aus, um die anstehenden Umweltprobleme langfristig zu lösen.
- ▷ Hochschulen und staatlich finanzierte Institutionen sind derzeit ebenfalls nicht in der Lage, die Hoffnung auf eine schnelle, umfassende Entwicklung »umweltfreundlicher« Technologien zu nähren.
- ▷ »Umwelt« wird – aber zumindest auf absehbare Zeit – ein Thema gesellschaftlicher oder politischer Konflikte bleiben.

Ökologische Innovation, d.h. ein angemessenes Verständnis von Lebensprozessen und Konzepte zur Entwicklung lebensförderlicher Technologien (scharfäugige Analytiker, verzeiht, wenn ich hier ein Schlagwort verwende, um ein kompliziertes Thema assoziativ anzusprechen) werden allein schon aus Gründen des Krisenmanagements gefragt sein.

Die an ökologische Forschung gerichtete Herausforderung verlangt jedoch, mehr zu leisten als Krisenverschiebung (die Hauptfunktion aller bisher praktizierten »Umwelttechnologie«). Die ÖKO-Technik der Zukunft könnte und sollte dazu beitragen, einen grundlegenden neuen Schritt in der Entwicklung der Industriegesellschaften einzuleiten. (Die strukturell-notwendige Kontur dieses Schrittes ist heute bereits deutlich erkennbar – ich habe sie an anderer Stelle mit dem Begriff »Ökologisierung von Nutzungsmustern« umschrieben.) Diese »ÖKO-Technik« und die »Alternative Wissenschaft« der Zukunft können und werden nicht mehr die gegenwärtig in AGÖF-Instituten repräsentierte »ÖKO-Technik« und »Gegenwissenschaft« der frühen 80er Jahre sein; was allerdings den historischen Wert des Konzepts einer »Alternativen Wissenschaft«, welches AGÖF vertritt, nicht im geringsten beeinträchtigt.

Die Weiterentwicklung setzt an der Stelle ein, an der die Weiterentwicklung innerhalb der AGÖF am wenigsten erwartet wurde und deshalb auch nur schwer als sich bereits andeutender gesellschaftlicher Impuls erkannt wird.

Ich vermute, daß das, was im Selbstverständnispapier der AGÖF von 1983 noch als selbstverständlich erschien – die Orientierung an den traditionellen naturwissenschaftlichen Grundlagen – für ökologische Forschung schon bald zum Konfliktthema und zur Basis für Innovationen werden könnte.

Der Verlauf der politischen Ökologiedebatte und der bereits heute in einigen Industriegesellschaften zu beobachtende pionierhafte Wandel im praktischen Umgang mit Leben (welcher nur zum Teil durch die Umweltbewegung wahrgenommen oder gar von ihr vorangetrieben wird) deuten darauf hin, daß ein Paradigmenwandel in der Lebensforschung – d.h. in der ökologischen Forschung im weiteren Sinn – anstehen könnte.

Die allgemein akzeptierten naturwissenschaftlichen Grundlagen, auf denen aufbauend heute Lebensforschung – sei es als Medizin, als Biologie oder als Ökosystemforschung – betrieben wird, könnten selbst in Frage gestellt und als empirisch signifikant unvollständig erkannt werden.

Dieser möglich erscheinende Paradigmenwandel der Lebensforschung kann nicht in wenigen Sätzen befriedigend dargestellt und begründet werden, dennoch möchte ich ihn mit einigen Stichworten andeuten.

Welcher ernsthaft nach Erkenntnis strebende Wissenschaftler kann in Zukunft

- ▷ ökologischen Landbau zu seinem Untersuchungsthema machen, ohne sich der Herausforderung zu stellen, die das theoretische Konzept der biologisch-dynamischen Landwirtschaft bietet?
- ▷ über Nahrungsmittelqualität forschen, ohne sich mit gestaltbildenden Meßmethoden, den Verfahren der Bioluminzenzmesung (Popp) oder mit dem aus der Kirlianphotographie entwickelten Colorplate-Verfahren (Knapp) zu beschäftigen?
- ▷ Ökosystemtheorie betreiben, ohne über eine materialistische Biologie hinausweisende Fragen, wie sie z.B. von Dahl, Illies, v. Uexküll, Portmann und vielen anderen gestellt werden, ernstzunehmen?
- ▷ Naturheilverfahren praktizieren, ohne zu fragen, nach welchen Gesetzen homöopathische Mittel und Akupunkturbehandlung wirken?
- ▷ über die Gefahren von radioaktiver Niedrigstrahlung forschen, ohne die Oranur-Experimente von Wilhelm Reich zur Kenntnis zu nehmen?
- ▷ Krebserkrankungen untersuchen, ohne die psychischen Auslöser für Krebs zum Erkenntnisthema zu machen und sich zu fragen, warum Krebs unter gewissen Rahmenbedingungen auch

- mit Verfahren der Autosuggestion begegnet werden kann?
- ▷ Psychotherapie thematisieren, ohne nach theoretisch befriedigenden Erklärungen des Zusammenwirkens von Psyche und Körper, Geist und Materie zu fragen?
 - ▷ Naturforschung wie bisher betreiben und die Augen davor verschließen, wie beeindruckend – trotz aller Detailkenntnisse der Biowissenschaften – nach wie vor unser Unverständnis von Leben und Tod ist?

Die Aufzählung von Indizien, die darauf hinweisen, daß Ökologie im Sinne von Lebensforschung ein Thema mit Zukunft ist, ließe sich noch wesentlich erweitern. In der Verwissenschaftlichung der oben angedeuteten Fragestellungen – welche erst in vorsichtigen Ansätzen beginnt – , sehe ich die dritte Welle von »Gegenwissenschaft« entstehen (im Sinne Ludwig Trepls), welche in produktiver Weise Wandel auslösen und zur Weiterentwicklung unserer Gesellschaft beitragen wird.

Gegenwissenschaft als Entwicklungsimpuls

Die »Linke« der ausgehenden 60er Jahre hat nach den Herrschaftsstrukturen in unserer Gesellschaft gefragt.

Ihr Thema hieß »Emanzipation«. Die Emanzipationsbewegungen der vergangenen beiden Jahrzehnte – welche bei genauer Betrachtung deutlich systemverändernden Charakter haben – haben wegweisende Impulse von ihr erhalten. Dies gilt auch, obwohl viele Personen der linken Bewegung den Anspruch auf herrschaftsfreien Umgang mit der Mitwelt für sich nicht realisieren konnten.

Die Umweltbewegung der späten 70er und frühen 80er Jahre drängte auf eine Veränderung des gesellschaftlichen Umganges mit Natur, auf umweltverträgliche Technologien und Verhaltensformen. Auch sie hat viel an Technikanpassung, an Verhaltensveränderung und Orientierungswandel ausgelöst. (Die einst »radikale« Forderung des Freiburger ÖKO-Instituts nach dem Ausstieg aus der Atomenergie ist heute »Mehrheitsansicht« der bundesdeutschen Bevölkerung.) Nun – Ende der 80er Jahre zeigt es sich, daß die notwendige, tiefgreifende Veränderung des Umganges mit Natur ohne einen grundlegenden inhaltlichen Wandel der Naturwissenschaften weder denkbar noch praktikierbar ist. Die oben genannten Indizien für einen Wandel im praktischen Umgang mit Natur drängen darauf, auch im Sinne von Wissenschaft und gedanklich angeeignet zu werden. Dies kann und wird nicht im Rahmen der – auch heute noch von der Umweltbewegung akzeptierten – geistig beengten materialistischen Naturwissenschaft sein.

Es gilt vielmehr – gemäß der sich bereits herausbildenden neuen gesellschaftlichen Praxis – angemessene Zugänge zu einer nachmaterialistischen (nicht aber: anti-materialistischen) Naturwissenschaft zu finden.

Die Artikulation nachmaterialistischer Naturwissenschaft kennzeichnet – so vermute ich – die dritte der von mir behaupteten Wellen von Gegenwissenschaft.

Ludwig Trepl, dessen kenntnisreiche Kritik der naturwissenschaftlichen Ökologie sehr dazu beiträgt, die Grenzen aufgeklärter materialistischer Naturwissenschaft quasi von innen her kommend sichtbar zu machen, zieht meines Erachtens den falschen Schluß.

Die schnell erreichten Erkenntnis-Barrieren der Ökologie heben wir nicht durch eine sozialwissenschaftlich oder philosophisch geprägte Reflexion unserer Situation als Naturwissenschaftler auf.

Natürlich ist diese Reflexion hilfreich und sollte zur geistigen Hygiene des Naturforschers gehören. Manchmal – vermutlich so-

gar wesentlich häufiger als Ludwig Trepl annimmt – ist dies ja auch der Fall.

Die zu überwindenden Schranken der Ökologie sind die Schranken einer noch »lebensfremden« Naturwissenschaft. Sie lassen sich letztlich nur durch Erweiterung und Umgestaltung dieser Naturwissenschaft selbst überwinden.

Von der ökologischen Forschung zur nachmaterialistischen Naturwissenschaft

Die oben genannten sich neu etablierenden, verändernden Zugänge zu Natur und die dadurch gewonnenen Erfahrungen deuten, ebenso wie erste Ergebnisse der Autopoiese- und Synergetikforschung, darauf hin, daß in Natur- und Lebensprozessen mehr Faktoren eine entscheidende Rolle spielen, als sich durch herrschende Physik und Chemie allein, d.h. rein materialistisch, erklären lassen.

Wissenschaftler, die den Erfahrungen der Gegenwart nicht ausweichen, beginnen zunehmend nach solchen – über rein materialistische Faktoren hinausgehende – Ursachen von Naturprozessen zu fragen.

Nachmaterialistische Naturwissenschaft zielt auf ein vertieftes Verständnis von Organisations-, Gestaltbildungs- und Informationsprozessen in lebenden Systemen sowie auf das bei aufgeklärter wissenschaftlicher Naturbeobachtung kaum zu übersehende Auftreten von Planmäßigkeit (im Sinne von Jakob v. Uexkülls) im Bereich des Lebens.

Nachmaterialistische Naturwissenschaft wird die Frage nach den Organisationsprinzipien von lebenden Systemen und ihrer Entwicklung (Metamorphose, Evolution) neu und in veränderter Form stellen. Sie kann dabei einen Typ von Systemtheorie zugrunde legen, der strukturell über die heutige Ökosystemtheorie hinausreicht.

Es ist sicherlich verfrüht und hier aus Platzgründen nicht möglich, klare Konturen einer nachmaterialistischen Naturwissenschaft zu zeichnen. Es ist jedoch möglich, über Zugänge zu ihr zu sprechen. Dies soll in diesem Jahr auf einer Tagung (26./27. Mai 1989) geschehen, welche vom Institut für Ökologische Zukunftsperspektiven in Barsinghausen gestaltet wird. Diese Tagung soll einen Beitrag zur Entwicklung von Fragestellungen, Wegen der Wahrnehmung, Denkmodellen und Theoriekonzepten einer nachmaterialistischen Naturwissenschaft beisteuern.

Wir werden uns dabei vor allem bemühen, den Übergang und den inneren Zusammenhang von materialistischer und nachmaterialistischer Naturwissenschaft gedanklich zu klären und empirisch nachvollziehbar aufzuzeigen.

Das »Institut für Ökologische Zukunftsperspektiven« gehört der AGÖF an und ist aus dem sie stützenden Umfeld hervorgegangen. Dennoch deckt sich seine Forschungskonzeption nur noch in Teilen mit derjenigen traditioneller AGÖF-Mitglieder, wie z.B. der des Freiburger ÖKO-Instituts.

Ich glaube, daß aufgrund der ungelösten Umweltkonflikte und der in ihnen schmerzlich spürbar erlebten Grenzen materialistischer Naturwissenschaft sowohl ökologische Forschung in ihrer heutigen Form als auch die sich andeutende nachmaterialistische Naturwissenschaft Zukunft haben – auch und gerade außerhalb der auf organisatorische Stabilität angelegten sowie zur geistigen und personellen Verkrustung tendierenden Institutionen, wie es die gegenwärtigen Hochschulen nun einmal sind. ♦